

aber verkoren sich ängstlich hinter ihrem Vater. Dem Arschel kam die Träne. Er sprach: „Ich habe immer an der Quelle gewohnt, immer habe ich das Wasser aus der Quelle getrieben und habe die Blätter des Waldes wiedergegessen, das ist so lange, wie der Berg steht. Dann hörte ich die Gloden, als die Menschen die Kirche gebaut hatten, und ich hätte auch zum ersten Male und ich würde die Kirche betreten. Ich habe die Kirche besucht und die Menschen kennen.“

Der Ritter sagte: „Wie hatte ich einen treueren und bessern Knecht und du hast mir und meiner Frau das Leben gerettet. So bin ich Dir verpflichtet, und ich niemantem sonst verpflichtet bin. Aber ich habe Angst um mein und der Weinen Seelenheil, denn wer sich mit dem Teufel einläßt, dem geht es um die Seele.“

„Ich verstehe dich wohl“, erwiderte der Knecht, „dass ich ein Teufel bin, und ich habe auch alle Erklärungen des Priesters gehört und weiß, daß der Teufel den Seelen von Euch Menschen gefährlich ist. Aber weiß ich nicht, wie das geschieht, denn ich will Euch nichts Böses, aber ich verstehe ja manches nicht bei Euch, und so wird es wohl so sein, daß Ihr Euch hüten müßt vor mir. Ich bin gern bei Euch gewesen, denn ich war glücklich hier; ich habe nie gewußt, daß ein solches Leben sein kann, und wenn ich hätte bleiben dürfen, dann hätte ich immer noch mehr Eshones gesehen.“

Der Ritter sprach: „Du sagst es selbst, daß ich Dich nicht bei mir behalten darf. Aber ich will dir wenigstens danken für deine Tugenden und deine Dienste, wie ich kann. Wähle, was du willst. Du sollst die Hälfte meines Vermögens haben, wenn du willst, denn meinen ganzen Besitz kann ich dir nicht geben, weil ich meine Familie ernähren muß und Pflichten gegen meinen Herrn habe im Kriegsdienst und sonstiger Hilfeleistung.“

Der Knecht schüttelte weinend den Kopf, dann sagte er: „So viel brauche ich nicht, und ich will dir nicht das Verlangen nehmen. Aber wenn du mir sechs Schillinge geben willst als Lohn für meine Dienstezeit, dann will ich dir dankbar sein.“

Der Ritter ging an seinen Kasten, schloß ihn auf, holte das Geld heraus und zählte es dem Knechte aus. Der nahm es, zählte es aus einer Hand in die andere und nachdem er die Summe richtig gesehen, gab er es dem Herrn zurück und sagte: „Weil ich dir mehr getan, als ich schuldig war, so bitte ich dich noch um eine Gabe. Nimm das Geld und lasse dafür eine kleine Glocke gießen und hänge sie oben im Turm deiner Kapelle auf und leh die Glocke dann immer läuten, wenn die Leute in die Kirche kommen sollen.“

Das versprach ihm der Ritter. Und nun sagte der Knecht, daß er gehen wolle, reichte dem Ritter die Hand, die ihn ängstlich anfaß und gab seinem Herrn die Hand. Wie der die Hand sah, da schämte er sich. Er wußte aber nicht, was er sagen sollte, deshalb schwieg er. Der Knecht merkte, was er dachte und sprach: „Du mußt bedenken, daß ich immer anders bleibe. Jeder Mensch ist ein anderer. Und auch die kleinen Kinder sind schon jeder ein anderer Mensch für sich, deshalb habe ich die Kinder so besonders lieb. Mir aber sind einer für eine kein Bruder, mir sind alle gleich. Du denkst, es ist unedel von dir, daß du mich gehen läßt. Aber das ist nun so, ein jeder Mensch hat ein besonderes Wesen für sich, mir aber ist wie die Blume des Waldes, die einander gleichen, aber wie die Quellen, die einander auch gleich sind und die Bäche. Das Wesen ihr garnicht verstehen. Ich nun bin schon etwas für mich geworden. Und wenn ich mehr Gedanken öfere, das geogen wird, um die Menschen in die Kirche zu rufen, dann denke ich an deine Kirche und an die Kinder, welche frien und beten, und dann frage ich mich auch, daß es meine Glocke ist, welche die Menschen alle zusammen ruft.“

Damit grüßte er noch einmal Alle, und dann ging er in die Kirche und nahm Abschied von der Frau und gab auch den andern Diensthof die Hand, welche dort waren, und dann ging er.

Dora.

Von Siegfried Wertheim.

(Nachdruck verboten.)

Die kleine Dora war der Eltern einziges Kind. Sie durfte alles: ihre Wünsche wurden von Vater und Mutter wohlwollend beachtet, gepflichtet, und so es sich nur machen ließ, erfüllt. Das ging meistens: das Einkommen eines hohen Beamten war damals zwar knapp, aber schließlich ausreichend, und ein für die Beglückte jener Zeit ansehnliches Vermögen warf ihnen ab, mit denen sich recht viel anfangen ließ. Als ob und wohnte man gut, herrschte ich gut und sah nicht weiter als sich, und wenn der Herr Papa eine weite Dienstreise machte, legten sich die Eltern nicht mehr nach dem Mann einmal ins Ausland, nach Brüssel oder Ungarn, dann durfte die kleine Dora, die schon nicht mehr so klein sondern zum schlancken fetteren Fräulein herangewachsen war, wenn sie wollte, den Papa begleiten.

Dora ist jetzt eine Dame von sechsundzwanzig Jahren; war nach wie vor das einzige Kind und immer noch voller Wünsche, aber ... der Krieg liegt dazwischen: das Einkommen ist größer und reicht doch nicht aus — und das Vermögen Papier nur, entwertet. Freilich darf sie auch heute noch alles — tun und haben, was sie will, so es die Eltern nur ermöglichen können. Man wohnt zwar noch und leidet sich aus, ist etwas schlechter und hat weniger oft Besuche als früher, rechnet genau und teilt sich ein, macht keine Reisen zu Meeren, zu Drien — aber man tanzt noch, denkt an die Zukunft, liest die als einzigen Sport noch das Lesen. Das ist teuer, ohne Frage! Aber macht sie nicht glänzend genug im Sattel, schaut und freit, gepflegte Dame! — Schöner Welt aus besseren Zeiten ... eines Tages verstand ihr Hund: er hatte immer zu viel Gefressen.

Eist sie an Schreibtisch vorne am Fenster, etwas gelangweilt, — an wen auch schreiben! Fremdbinnen fehlen ihr. Sie läßt bemerkt schon, haben schon Kinder — sieht auf die Straße, die dort zum Park führt; sieht sie, scheint die Sonne recht heller, lockere Büschen, innig verschlungen, glückliche Gesichter des Abendhimmels! Bist sie als Waise, lebendig geboren, von der Welt den Menschen begreifen; dreist auf die Dame, auf Keinen, Gleichgültig und wieder herab auf die Umarmen, die von Gemüthen frei, Gelächern, lachen und Mensch find, Mann und Weib! Kommt dann die Mutter, findet sie traurig, hehelt, eht willig, einje Herren durch; streift sie milde ... Was sagt das? es steigt so: Sie dann alleine und grüßt: Der — gestern ...

Sie hatte sich wirklich die schönsten Hoffnungen gemacht — wie ich; manchmal sogar! Aber das er nicht bei Tisch noch unzufrieden mit ihr gepörrt. Die Andern geradezu übersehen! Und doch, an dem Helmut ... er brachte sie heim — das war alles! Wie hatte sie sich gezeit — der letzten Gefühlsstöße nicht geteilt, vorgelesen; den langen Weg zu Fuß zurückzulegen — als er damit heraus-

kam: erst die andere Dame heimzubringen! Und redete er nicht wie ein Buch, die reine Weisheit und Wahrheit ... sein Wort von sich, von ihr — als wenn Papa und Mama im Kreise herum lägen, auf Beschlüsse lauernd, als ob er ein Kreis sei, die Waise! Als ob die Straße nicht menschenleer gewesen wäre, genossen sie aber von milben Schönen des Monats, die Nacht unendlich lang nach ... A Wie sie ihn höflich küßt er — genau wie die andere! Voll Hülfsfuß, sein Mann, voller Angst vor der Ehe! Wasser Unstund, Bescheiden, voller Abstand — sie konnte, vor Eitel, dann redet! — Wie mehr wird er gelacht! Und die Güte, die sie gestern noch interessant fand, findet sie heute gewöhnlich, gemein: auch er nur ein zusätzlicher Dugend!

Es ist auf die Straße, Enttäuschung im Blick, ahnt nichts und weiß nichts von Schmerz der Zeit: hält er fast fest, fesselt, was reuevolle Sorge, als Gempel unidolbar ist. Es ist jene Wädhren, schwindend am Arme ihrer Galas, die tags zuvor schön und grünlich an seiner Edele, die sie hochgeehrt: Weisheit und Mäandern! Wartet besehens, umgibt und verflagen, einlam, zu hoch, den Männern zu hoch ...

Fus dem Dresdner Kunstleben.

Der — Operette — Schaubiel — Graphik. Von unserem Dresdener Mitarbeiter.

Die öffentliche Meinung Dresdens beschäftigt sich viel mit der Operette. Sie ist in der Tat auch mit dem Lebenswichtigste für die Kunst des Lebens. Seit dem Ausbruch der Revolution, ja, man kann sagen, seit dem Ende Schauspiels und dem Abgange Graf Seebachs hat die Oper, wenn auch nicht völlig, so doch zusehends ihre einst so glänzende künstlerische Bedeutung verloren. An allen Ecken, Bühnen, Kapellen, Meister, Organisation, bröckelt es. Es scheint, als ob zurzeit ein Höhepunkt erreicht ist. Im Dezember dirigierte der Stuttgarter Generalmusikdirektor Fritz Busch ein Konzert in der Oper und erlangt sich durch ein beständiges, liebenswürdiges, elegantes Dirigieren, dessen Wozens und Wouisse nicht beschränkt werden soll, einen ungewöhnlichen Erfolg. Aber die Konsequenzen, die man daraus zog, waren sehr unvorsichtig. Man leitete, aus ein richtiges Erwägungen, Engagementsverhandlungen, in der Nacht, Busch den bekannten Generalmusikdirektorposten zu geben, aber mit zu übereiltem Nachdruck, daß man damit — und mit nicht — Kapellmeister Reiner, der bisher mit Fähigkeit und hoher Qualität, bei aller Behinderung durch seine koordinierte Stellung, Kiseau gehalten hat, verlor. Als ob man nicht wüßte, wie viel viel wertvolle Arbeit eines neuen Dresdener Generalmusikdirektors wartet und wie sorgfältig eine solche Angelegenheit überlegt werden möchte. Nun wird die Oper, von Mischlingung und Unklarheit — oder Experimenten getrieben, mehr denn je, wie der heiligste Psychologe ahnt, vom Kapital gehen. Es sind noch Momente hohen Glanzes, aber wie lange wird es bei diesem Kurs dauern? Quo vadis, Dresden!

Auch die Entzerrungen, die man auf die Direktion Gehobemaner mit ihrer demokratisch-centralistischen Färbung gesetzt hat, haben sich nicht erfüllt. Die geringe, besonders an der Arbeit anderer großen Bühnen gemessen, die Ausbeute der Saison ist, zeigt folgende Uebersicht: Vom Herbst ab gab es an Neuen ein Siegfried Wagner's „Sonnensommer“ und jüngst Wagners „Iphigäe“; daneben eine im ganzen wohlgeungene Renaissance der „Mephisto“, „Joseph in Ägypten“ und anlässlich des Bestehens des 25-jährigen Bestehens ein biester expressionistisches „Hedda“, der seinen Lebensabend wesentlich wieder von Reiner erhielt. Internationaler Erlebnis, wie sie früher den Namen der Dresdener Oper weithin trugen, gibt es nicht mehr, und man muß sich mit Dramen von besserer belegten Tischen begnügen. Es gilt also mehr und leider — wollen hoffen, nicht zu lange — anders als früher auf die Dresdener Oper zu achten.

Dagegen steht wie überall die Operette in Dresden vom Publikum fast frequenter in hoher Wäite, und besitzt in dem Zentralschauspielhaus in sündendes Institut mit sehr modernen Auführungen. Man kann sich freuen, daß diese Theater ein teils nach neuen Ereignissen sündenes Publikum durch abaric und geschmackvolle Auswahl zu erzielen suchen. Bisher hat hin und wieder eine Trop-Operette, die bringt man doch auch die besterthe Ereignisse. Etwa die „Blaue Maque“ Franz Schars, die anfänglich der großen „Mischlinge in Wien“ der Kaufe gehoben wurde, die in ihrer geschmackvollen, melodischen Haltung, einer oft entzerrten, durchlöcherigen Instrumentation einer Keiner opera come nahe ist, oder Leo Blech, des Berliner Dirigenten „Sprosslinge“, die als Caprice und Wisteder des bezaubernden Meisters ein reizendes, amüsanter Werk ist und den „Jargon“ unaufrichtig mit laudernem multitaligen Gewebe bindet. Auch das Weidenbeiler gab ähnliche Anregungen. Ein Singpiel von Joh. Wendler „Victoria regia“ als Kraufführung von Reiner, sehr harmlose Operette regelreicher Art, aber Räumdes „Drei ohne Geld“, das ganz auf Schwächen und Nüdfälle verachtet und viel vom Operetten-Schaubühnen verlor, kann jeder Bühne, die auf Kiseau hält, nur von Nutzen sein.

In Schaubielhaufe wird unter Leitung Biedes eine sehr hohe, geistig bebaute Arbeit geleistet. Zuletzt gab es die „Gabe Gottes“ von M. G. Goldstein, ein häufliges Drama der Erbschleicherei — Goldstein nennt es eine „komische Tragödie“, das ein angenehmes und nicht uninteressantes gestaltetes Ragout aus Jola, Daubel und Wolle darstellt und sich in artifiziellem, etwas kaltem Humor gefäht. Auch die „Frau von Messina“ Schillers, in ihrer tragischen Weisheit nicht ungelänglich, kann in ihrer Durcharbeitung den Besuchen neu heraus, nicht expressionistisch und doch neuartig. Andere wichtige U- und Erbauungsarbeiten stehen bevor.

Die Maler der Dresdener Gesellschaft, beachtenswert in ihrer totalen Veranbarung, stellen wieder eine Reihe Graphik aus, die daselbe Bild wie die Ausgestaltung der Gemälde gibt: größtenteils lebensschafflich-gereifte Gesichte, räumlich geometrische Konstruktionen und phantastische Dünkelheiten; viel Farben und Anregung und ebenfalls Klärung und Befestigung. M. Voelke-Schoen.

Die „Seelenwanderung“ der Ägypterin.

Gumburg und Weisheit-Wissenschaft. Amerikanische Wäiter erzählen folgende merkwürdige Geschichten:

Eine in Chicago wohnende Dame, Frau Field, die sich niemals früher mit Zeichen beschäftigt hat und kaum einen Strich ziehen konnte, hat plötzlich durch die teilsamen

Zeichnungen, die sie herbeizubringen begann, das größte Aufsehen erregt. Nach einstimmigem Zeugnis von mehreren Zeilen hatte Frau Field bis dahin nie eine Spur von Zeichnerischem Talent gezeigt, als sie eines schönen Tages von einer unerklärlichen Lust zu zeichnen ergriffen wurde. Sie nahm einen Bleistift und fing an zu zeichnen an. Einige eigentümlich rasch zu zeichnen, was sie unternahm. Man hätte sich ihr Erstaunen vor, als sie fand, daß es eine ganze Sammlung merkwürdiger ägyptischer Figuren war, die sie auf das Papier zauberte. Anfangs schaute sie sich die Ergebnisse gegenüber etwas bang. Aber ihr Gatte, der ein verständnisvoller und praktischer Mann zu sein scheint, meinte, es wäre am besten, mit einem Nervenzug zu sprechen. Das geschah, aber der Arzt mußte Frau Field darin recht geben, daß das Ganze eine äußerst seltsame Erscheinung sei. Der Arzt wollte sie — so ersahen die amerikanischen Zeitungen! — ein hervorragender Ägyptologe, und so frapiertere ihn, daß die Zeichnungen der Frau Field in verblüffendem Grade an altägyptische Zeichnungen erinnerten. Er trammelte verschiedene Ägyptologen zu kommen, die die Zeichnungen einer genaueren Untersuchung unterworfen, und das Ergebnis war, daß sie alle erklärten, wenn man diese Zeichnungen auf ägyptische Altertümer anträte, so würde man bestimmt erklären, daß sie aus der Zeit Ramesses II. stammten. Es seien keine Kopien, aber auch keine reinen Phantasiegebilde. Als man so weit gekommen war, mußte Herr Field nachgeben. Er erklärte nun den gelehrten Herren, daß seine Frau stets behauptet habe, sie müsse einst eine Ägypterin gewesen sein, denn sie besahnt noch genau sichere Erinnerungen an ein früheres Leben in Ägypten. Ihre Unternehmungen hatte ihr in vielen Fällen Auskünfte gegeben, die sie nicht möglich von anderer Seite erhalten haben konnte, und diese Auskünfte hätten sich stets in verblüffendem Grade als mit den wirklichen Beschäftigten übereinstimmend erwiesen.

Als die gelehrten Herren das hörten, begannen sie, die merkwürdige Frau zu prüfen, und sie konnte ihnen dabei Dinge erklären, die sehr gut zuträfen. Auf den entsetzten Gebieten der Ägyptologie zeigte sie Kenntnisse, die sie sich nach Aussage der Gelehrten unmöglich erworben haben konnten, selbst wenn sie ein ganzes Leben auf solche Studien verwendet hätte. Und daß sie das nicht getan hat, konnte ihre Mann bezeugen. Unter den Erklärungen, die sie abgab, waren insbesondere folgende, die keiner der Anwesenden zu befähigen imstande war, aber bei Nachprüfungen ergab sich, daß sie eine richtig ägyptische Zeit besah, die sehr genau bestimmt werden konnte. Sowohl die Zeichnungen wie die Behauptungen der Frau Field wurden nun, ebenso wie sie selbst, der strengsten Probe und Untersuchung unterworfen. Sie selbst behauptete mit unergründlicher Sicherheit, daß sie einst eine ägyptische Frau gewesen sei, und sie verlangt jetzt, ernst genommen zu werden, wenn sie von ihrer Wiedergeburt freisetzt.

Zum 20ten Februar.

Im freien Volkstaat, den der Mehrheitswille des deutschen Volkes neu gestaltet hat, Da haren Aufgaben in großer Fülle. Der Übung und zur Mitarbeit ergeht der Ruf. Und fiederverstehend Klingt's mit heilem Schalle. In deutschen Landen: „Stieghes Redt für alle!“

Dazu natürlich auch die gleichen Pflichten. Des deutschen Volk, sei's deine Kräfte ein. Reist nach der Mitte' alle Wäite richen. Wir wollen „deutsch“ und „national“ sein. Und Heber trage bei mit Kopf und Hand Zum Wiedererwache für das Vaterland.

Das Wohlthätiger Einigkeit zu erreichen. Erstreben wir bereit mit Herz und Sinn. Nicht „rechts“ noch „links“ gibt es da abzumachen. Geschlossenheit weilt zum Erfolge hin. Denn „das Prinzip für Gleichheit bindet Herr und Knecht. Und gibt in des Volkes Selbstbestimmungsrecht.“

Nicht nur zum eignen Vorteil sind wir Demokraten. Sondern dort wo wir finden das tieferste Gefühl für Menschenrecht in Worten und in Taten; Auch Selbstverwunden gilt als hohes Ziel. Drum werb' ich freudig für „Demokratie“ Und auf der ganzen Linie tiege ich.

Ja, einmal muß doch oder Zwiespalt schmeigen, Der oft erdredend ganze Sparten füllt; Ein gegen'eitiges Versehen würde zeigen. Doch außen hin ein glänzender Bild; Daß endlich der Erfolg wird augencheinlich Des großen Dichtermotus: Seid einig, einig einig! Anna Böttcher.

Literatur.

Buddha. Die Erlösung vom Leiden. Ausgeschäufte Reden des Buddha. Aus den ältesten Urkunden, dem Pali-Kanon, übergeben und geordnet von Dr. Kurt Schmidt. Berlin G. B. G. Wiedemann.

Der Erlösung von H. Hebermann's schöner, kleiner Ausgabe des „Lao Tsch King“ von Daois, hat den Verlag ermutigt in der gleichen Ausstattung Buddhas Reden zu bringen. Dr. Kurt Schmidt, der mit dem Münchener Grimm-Institut in engerer Fühlung steht, hat aus den ältesten Urkunden zwei Bänden mit dem Besten aus dem gemäßigten Redenmaterial des Buddha ausgewählt. Diese Ausgabe wird bald des Breiter der Freunde des Buddhismus werden, und auf dessen Verständnis mehr beitragen als die zahlreichen Schriften über ihn. Außerdem aber seien die aus siterischen, von täglich ausgeschalteten Wäude für die Bibliothek eines jeden Gebildeten warm empfohlen.

Widant confuses. Von Erwin Goerle, 1921. Staatspolitischer Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 48, Preis 12 Mark 20 Pf.

In dem Buch „Widant confuses“ liegt das Werk eines mitgeteilten, mehrerfahrenen, schon mehrfach literarisch sehr begabten Verfassers vor. Voll nicht einer fröhlichen Sachlichkeit, fern allem Wertschöpf, nur im Dienste des deutschen Vaterlandes lebend, sucht das Buch die deutsche Zukunft des Weg zu weiten. Unerschütterlich wendet sich den Besuchen nach und nach hin. Einen ruhigen, klaren Meißel sieht nach, format es die geistig-ethischen Gefahren im werdenden Schicksal auf einem hohen Gebirgsgebäude.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1634.